

- **Frick E.** (2006) Die Pietà - eine Übung, um mich "indifferent" gegenüber der Grenze des Todes zu machen. Korrespondenz zur Spiritualität der Exerzitien 56: 20-26

Die Pietà – eine Übung, um mich „indifferent“ gegenüber der Grenze des Todes zu machen

Eckhard Frick sj

„Wir sollen also nicht unsererseits mehr wollen: Gesundheit als Krankheit, Reichtum als Armut, Ehre als Ehrlosigkeit, langes Leben als kurzes.“ So beschreibt Ignatius von Loyola in der Nr. 23 des Exerzitienbüchleins eine Haltung, die er als „mich indifferent machen gegenüber den geschaffenen Dingen“ bezeichnet. Diese spirituelle Haltung angesichts von Krankheit, Sterben und Tod hat nichts mit Passivität, Resignation, Fatalismus oder Gleichgültigkeit zu tun. Auch ist sie keine abgestumpfte Apathie oder gar schiere Verleugnung. Sie ist vielmehr Leidenschaft, Mit-Leiden, Com-Passio, Hingabe nach langem Kampf, nicht Ergebung an Stelle eines Kampfes.

In diesen Kampf wird hineingezogen, wer sich dem Bild der Pietà aussetzt. Diese ursprünglich in mittelalterlichen Frauenklöstern Süddeutschlands entstandenen „Vesperbilder“ werden von der zeitgenössischen Kunst aufgegriffen¹. Sie zeigen Maria, die den toten Jesus in ihren Armen hält, ihren Sohn, den sie einst in Windeln gewickelt in eine Krippe gelegt (Lukas 2,7), dem sie das Leben geschenkt hatte und den sie nun als Todesmutter wiederum in Empfang nimmt. Sicher können wir Darstellungen der Pietà auch als Kunstwerke objektivieren, sie uns auf diese Weise vom Leibe halten. Die Nähe des Todes mag uns zu solch einem distanzierten Umgang veranlassen.

Ich möchte jedoch vorschlagen, die Pietà zu allererst als inneres Bild der Auseinandersetzung mit Leiden, Sterben und Tod aufzufassen und die äußeren Kunstwerke als Gestaltungen der Imagination (Vorstellungskraft) wie auch als

Er-Innerung, die Betrachterin und Betrachter auf den Umgang mit der Grenze des Lebens hinführt. Beide, die inneren Bilder und die äußeren Pietà-Kunstwerke gründen im Archetyp der Todesmutter:

„Die Göttin Nut, die den Toten auf dem Boden des Sarges in ihre Arme nimmt, ist die gleiche Todesmutter, die wir aus dem christlichen Kreis als Pietà kennen, als Madonna, die den toten Christus auf dem Schoß hält, das Todeskind, das wieder zu ihr zurückgekehrt ist, und die als primitives Gefäß und Urne das Kind und den Erwachsenen in sich birgt“², S. 212.

Wenn wir diese schreckliche, uns aber auch bergende Wirklichkeit an uns heranlassen, werden wir die selben Spannungen, die wir an der äußeren Pietà beobachten, auch in uns selbst wahrnehmen, sie uns ein—bilden, sie ausprägen und vielleicht zu jener Haltung des Uns-Indifferent-Machens gelangen, von der Ignatius spricht. Ich möchte einige dieser Spannungen benennen:

1. Die Spannung zwischen Aktivität und Passivität (die Hände)

Achten wir auf die Darstellung der Hände, dann sehen wir das verzweifelte Ringen, die sich aufbäumende Klage, schließlich das Bergen und Auf-/Annehmen. Nach einer alten Chirurgen-Weisheit sind Internisten „Ärzte, die nicht operieren können“. Chirurgen repräsentieren in der Tat ein wesentliches Merkmal der Heilkunde: eingreifen, zupacken, in die Hand nehmen, jedenfalls nicht: die Hände sinken lassen. Angesichts eines sterbenden Menschen mit vollem Einsatz reanimieren, um das Leben kämpfen. Was aber können wir noch „tun“ angesichts des sicheren Sterbens? Hier wandelt sich das heilende Handeln (englisch: to cure) in das heilende Zulassen (englisch: to heal). Es ist auf den ersten Blick einleuchtend, Heilungsgeschichten als Erfolgsstories zu erzählen. Jesus, der Heiland, ist aber am Ende ein „Loser“, ein Gescheiterter, dem niemand mehr etwas zutraut. Und doch ist er gerade im *ohnmächtigen* Scheitern

der Sohn des *allmächtigen* Gottes, der „verwundete Heiler“, der durch den Kontakt mit der eigenen Wunde heilt.^{1,3}

2. Die Spannung zwischen Geben und Empfangen (der Schoß)

Die christliche Tradition hat die Besonderheit der spirituellen Mutterschaft Marias hervorgehoben. Dabei geht es – entgegen manchen Missverständnissen und Fehldeutungen – nicht um die Abwertung weiblicher Sexualität, sondern um die Betonung der weiblichen Generativität Marias, also des Leben-Schenkens. Maria empfängt Jesus, um ihn zur Welt zu bringen. Und sie empfängt ihn erneut von der Welt, die ihn nicht aufnahm, ihn nicht erkannte (Johannes 1,10f). In einem ‚profanen‘ Kontext schreibt Käthe Kollwitz über ihre Pietà von 1937/38: „Meine Mutter bleibt im Sinnen darüber, dass der Sohn nicht angenommen wurde von den Menschen. Sie ist eine alte einsame und dunkel nachsinnende Frau...“⁴. Die Theologie zögert aus gutem Grund, Maria Miterlöserin (corredemptrix) zu nennen. Tatsächlich ist die Erlösungs-„tat“ Jesu unteilbar. Gleichwohl: Sie ist die erste, die das Kreuz annimmt und aufnimmt. Dieses mitleidende Aufnehmen ist nicht dumpfes Erleiden, sondern verwandelnde Trauer-Arbeit, Fruchtbarkeit. Mit Wilfred R. Bion gesprochen, ist es „Containment“: Maria ist vom Vertrauen in das Unbekannte jenseits der Grenze (Bion: „faith in O“) getragen. Deshalb können wir ihre Trauer-Arbeit eine Transzendenz-Erfahrung nennen. Sie hält die Leiche ihres Sohnes in dem Augenblick fest, in dem alle Hoffnung zu schwinden scheint und die Jünger geflohen sind. Maria nimmt das Destruktive und Traumatische des Scheiterns auf und entgiftet es, trägt es aus, jener Geburt zum Leben entgegen, die wir „Ostern“ nennen. So identifizierte sich die betrachtende mittelalterliche Nonne mit Maria, die Jesus zur Welt bringt und die ihn nun, in der mystischen Geburt des Todes, erneut hält und der schauenden Welt entgegen hält. „Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren und nicht in dir: Du bleibst noch ewiglich

verloren“, sagt Angelus Silesius. Das Abendbild der Pietà ist die zweite Weihnacht, das Zur-Welt-Kommen des in den Augen der Welt Gescheiterten. Die Unio mystica, um die es in der Pietà geht, verknüpft zwei mimetische Relationen: die Beziehung zu Maria als Eingangsfigur und die Annahme der Passion Jesu.⁵

3. Die Spannung zwischen Berühren und Distanz wahren (die Haut)

Wir leben in einer Kultur, welche die Leiche „aus hygienischen Gründen“ entsorgt und zum Verschwinden bringt.⁶ Viele Menschen wünschen sich heute, dass nach dem Tod ihre Asche auf Wiesen oder auf hoher See verstreut wird. Es soll nichts Erkennbares übrig bleiben, damit aber auch kein Ort, zu dem die Trauernden zurückkehren könnten. Die Knochen sollen nicht „hingestreut sein am Rande des Grabes“ (Psalm 141,7), wenn man das Grab nach einigen Jahren auflässt. Sie sollen vielmehr völlig verschwinden. Wie anders stellt sich das Lebensgefühl der alten Ägypter dar, die eine wahre Meisterschaft im Einbalsamieren und Mumifizieren der Leiche entwickelten, die sie für ein größeres Leben konservieren wollten. Wir Heutigen sind daran gewöhnt und auch genötigt, unsere Toten professionellen Bestattern zu übergeben, die „alle Formalitäten erledigen“. Ihre Aufgabe ist nicht das Konservieren, sondern das Entsorgen der Leiche. Das entlastet einerseits, führt aber oft zu einer überschnellen Distanzierung, die das Trauern erschwert. Extremfälle, z.B. Verlust oder Verstümmelung der Leiche durch Unfälle und Katastrophen, zeigen, wie wichtig der Kontakt mit der Leiche für den Trauerprozess ist. Wir brauchen den Kontakt mit der Leiche, um uns vom Tod zu überzeugen und auch, um die unfassbare Tatsache des Abschiedes seelisch abzubilden. Deshalb dient die Identifizierung, Aufbahrung, Überführung und Bestattung der Tsunami-Leichen auch den Lebenden. Deshalb gehören zu modernen palliativmedizinischen Einrichtungen Räume des Abschieds, in denen die

Verstorbenen einige Stunden ‚aufgehoben‘ werden. Die Gestalt der Pietà weitet sich dann zum Raum, in dem auch die Trauernden Platz haben.

Maria nimmt Kontakt mit der Leiche auf, umarmt ihren toten Sohn und zeigt ihn – auch dem heutigen Betrachter. Freilich, um ihn loszulassen, aber in einem langen, von der Pietà „festgehaltenen“ Augenblick des Abschieds, des geteilten Schmerzes. Sie ist also das Gegen-Bild zum Wegschieben des Todes aus unserer Lebenswirklichkeit. Jesus ist bei ihr geborgen, zugleich aber auch entborgen, gezeigt. Die entwürdigende Zur-Schau-Stellung des Sterbenden am Kreuz ist aufgehoben in diesem „containment“ im Sinne Bions.

4. Die Spannung zwischen Widerstand und Ergebung (der Atem)

Solange wir leben, atmen wir. Der sterbende Jesus haucht schreiend den Geist aus (Markus 15,37). Maria, die ihm schon vorgeburtlich den Atem geliehen hatte, trägt und bewegt nun mit ihrem von der Trauer beschwerten Atem den Reglosen. Wenn wir in ihr Gesicht schauen, können wir darin Schmerz, Aufbäumen, Rebellion, Widerstand entdecken, abhängig davon, was die Künstlerin herausarbeitete und was sie in uns anrührt. Atem geht mit aktivem Leben einher, auch mit dem Kampf um das Leben. Nach dem Bibelforscher in Genesis 2,7 töpferte „Gott der Herr *Adam* („den Irdenen“) aus Lehm von der *Adamah* (Erde)“ und hauchte ihm seinen Atem ein. So ist der Mensch ein Beatmeter, einer der Leben zulässt. Jesus hat diesen göttlichen Atem ausgehaucht. Nach menschlichen Maßstäben ist dies das endgültige Scheitern. Doch Maria atmet für ihn (und für uns) weiter, indem sie es zulässt, ihren Erstgeborenen ein letztes Mal zu tragen.

Angesichts unheilbarer Krankheit gibt es Phasen des Widerstandes oder Kampfes und Phasen der Ergebung. Wer schwerkranke Menschen begleitet, muss damit rechnen, dass diese Phasen sich abwechseln und spürig dafür werden, was gerade „dran“ ist.⁷

5. „Schöne Leich’“ oder: „Spaß muss sein...

...sonst geht keiner mit der Leich’“. O. Seidl⁸ hat an Madonnen-Darstellungen verschiedener Jahrhunderte beobachtet, dass der Affekt (meist: die Freude) vielfach vom Jesuskind auf Maria überspringt, dass also Maria durch Jesus „vitalisiert“ wird. Dieses Vitalisierungsverhältnis kehrt sich im Bild der Pietà um: Nun ist, wenn man Seidl folgen mag, Maria die Vitalisierende. Der vitale Affekt ist nunmehr die *Trauer*. Die makabre Sachlichkeit, die aus Interviews mit Bestattern und anderen einschlägigen Berufsgruppen spricht,⁶ macht Schattenaspekte des Umgangs mit der Leiche deutlich. Als echter „Psychoanalytiker“ bringt der Volksmund das Unbewusste zur Sprache. In vielen Redensarten nennt er die *Freude* als den unausgesprochenen, verborgenen oder gar heimlich-schamhaften Schattenaspekt der Trauer. So lacht er gleichsam dem Tod in sein schreckliches Gesicht. Gemeint ist nicht das „apotropäische“ Lachen der Abwehr, insbesondere der Verleugnung des drohenden Todes, sondern die *heitere Gelassenheit* als Frucht der Trauerarbeit. Vielleicht ist diese heitere Ruhe des eben noch Weinenden der beste Ausdruck für das, was Ignatius das „Mich-Indifferent-Machen“ nennt.

„Wir sollen also nicht unsererseits mehr wollen: Gesundheit als Krankheit, Reichtum als Armut, Ehre als Ehrlosigkeit, langes Leben als kurzes.“ Die Haltung des „Mich-indifferent-Machens“ ist kein gefühllos abgehobener Willensakt, sondern allmähliche einführende Einübung in die Gelassenheit gegenüber den unvermeidlichen Begrenzungen des Lebens. Sie ist oft die Frucht eines Kampfes, wie im Fall des mit Gott hadernden Hiob, wie im Fall des schreienden Jesus, wie im Fall der völlig hilflosen und gerade darin für uns hilfreichen Maria.

Wie die Nonnen des 12./13. Jahrhunderts stehen wir der Pietà gegenüber und werden mit Leiden, Sterben und Tod konfrontiert, die *wir* zu bewältigen haben. Es ist oft bemerkt worden, dass es sich bei der Pietà ikonografisch um eine Rückkehr in die Dyade handelt:

„Sein Leichnam wird symbolisch in den Schoß der Mutter zurückgebettet. Als christliche Schmerzensmadonna hat die jüdische Frau Miriam ihre Zurückweisung überwunden und verleibt sich den Sohn wieder ein. Sie nimmt Züge einer archetypischen *possessiven Mutter* an, die ihr Kind in die Regression treibt. Die Mutter-Sohn-Dyade ist restauriert – um den Preis seines Todes“⁵, S.46.

„Ihre Apotheose erreicht die Einordnung der mütterlichen Libido im Umkreis des Todesmotivs. Die *Mater dolorosa* kennt keinen anderen männlichen Körper als den ihres toten Sohns, und ihr einziges pathos (das sich von der sanften und etwas abwesenden Heiterkeit der stillenden Madonna abhebt) ist das der Tränen über einen Leichnam“⁹, S. 243.

„Nach Jesu Tod aber geschieht eine grundlegende Veränderung. Bei den *Pietà-Darstellungen* wendet sich Maria nun ihrem toten Sohn in einer bis dahin nicht gekannten Intensität und Nähe zu. Maria wird affektiv in besonderer Weise präsent, und wir finden eine Umkehrung der ursprünglichen Situation, sodass nun Jesus als Toter der passive Teil ist und Maria aktiv sich in zärtlicher Umschlingung mit ihm befindet. Viele Gesten wiederholen sich jetzt auf Seiten Marias, Gesten und Haltungen, welche früher der kleine Jesus zur Vitalisierung seiner Mutter gezeigt hat“⁸.

Es fehlt der Vater, im Unterschied etwa zu späteren Darstellungen des Gnadenstuhls⁸. Es fehlt außerdem die Großmutter, die heilige Anna, wie wir sie aus dem Motiv der Anna Selbdritt kennen, also das großmütterliche Containment, das mütterliches Containment erst möglich macht.

Über diesem Fehlen, über der regressiven Wiederherstellung der Dyade im Bild der Pietà, darf freilich nicht der *Entwicklungsprozess von der Dyade zur Triade* vergessen werden. Gehört nicht zur Trauer eine notwendige dyadische Phase? Wer Trauernde begleitet, weiß, dass sie oft länger, als es die Umwelt akzeptiert, „Zeit für sich selbst brauchen“, und das heißt doch auch: Zeit mit dem Verstorbenen. Schließlich: Die Deutung des Augenblicks der Pietà als regressive Wiederherstellung der Dyade lässt uns als Betrachtende „außen vor“.

Was wir jedoch tun, wenn wir die äußere Pietà betrachten und uns den inneren archetypischen Bildern zuwenden, steht im Dienst der Triangulierung: Wir lassen uns ansprechen, reagieren mit Ärger, Trauer, Bewunderung, Mitleiden. Wir gehen auf das Leben zu, spüren jedoch, dass wir es nicht festhalten können. Wenn wir die Pietà betrachten, sehen wir zunächst Tod und Trauer. Lassen wir uns hineinziehen, werden wir spüren, dass es um unser eigenes Leben geht, ein Leben, das wir nicht festhalten können. Deshalb empfiehlt Ignatius nicht das Festhalten um jeden Preis, sondern eine andere „Aktivität“, nämlich das Zulassen, das Mich-Indifferent-Machen.

1. Zohner C. Die Wunde Leben. Schritte ins Offene. Zeitschrift für Emanzipation Glaube Kulturkritik 2006; 36 (2: Pietà. Vom religiösen Vesperbild zum Sinnbild für Verlust und Trauer):20-3.
2. Neumann E. Die große Mutter. Eine Phänomenologie der weiblichen Gestaltungen des Unbewussten. Olten Freiburg i.Br.: Walter, 1974.
3. Frick E. Sich heilen lassen. Eine spirituelle und psychoanalytische Reflexion (Kiechle S, Lambert W, eds. Ignatianische Impulse) Würzburg: Echter, 2005.
4. Emmert J. Liebe und Tod. Vom mittelalterlichen Vesperbild zur Pietà der Käthe Kollwitz. Schritte ins Offene. Zeitschrift für Emanzipation Glaube Kulturkritik 2006; 36 (2: Pietà. Vom religiösen Vesperbild zum Sinnbild für Verlust und Trauer):24-9.
5. Koschorke A. Die Heilige Familie und ihre Folgen. Ein Versuch. Frankfurt am Main: Fischer, 2000.
6. Saake I. Vom Verschwinden der Leiche. Auf soziologischer Spurensuche bei Bestattern, Pathologen und einem Plastinateur. In: Herzog M, Fischer N, eds. Totenfürsorge - Berufsgruppen zwischen Tabu und Faszination. Irseer Dialoge Vol. 9. Stuttgart: Kohlhammer; 2003. p. 67-88.
7. Frick E. Widerstand oder Ergebung? Spirituelle und ärztlich-psychotherapeutische Kriterien der religiösen Krankheitsbewältigung. Zeitschrift für medizinische Ethik 2004; 50 (4):371-83.
8. Seidl O. Jesus und Maria - eine psychoanalytische Phantasmagorie. unveröffentlichtes Ms.
9. Kristeva J. Geschichten von der Liebe. Frankfurt am Main: Fischer, 1989.